

Hebatallah Mohamed FATHY

*„DU WEIST, ICH DENKE REIN UND SAGE SCHLECHT UND FREY“<sup>1</sup>  
DER POETOLOGISCHE SINN IN JOHANN CHRISTIAN GÜNTHERS  
FREUNDSCHAFTSGEDICHTEN*

*Forschungsdiskussion um Johann Christian Günther*

Am Werk von Johann Christian Günther offenbart sich die Vorläufigkeit der Literaturgeschichtsschreibung. Man konnte ihn nicht mehr der Epoche des Barocks und noch nicht der Aufklärung zuordnen und sah deshalb in ihm, besonders im Hinblick auf seine Liebeslyrik und ihren subjektiven Ton, einen genialen Vorläufer der Erlebnislyrik Goethes. Dessen Aussagen über Günther sind der Beginn eines unhistorischen Umgangs mit seinen Gedichten. Die unterschiedlichen Orientierungen in der Auslegung des Werks Günthers innerhalb der Forschung sollen im Folgenden kurz skizziert werden. Doch ist in diesem Zusammenhang zunächst ein Licht auf die Biografie des Dichters zu werfen, da diese vieles zum Verständnis des späteren wissenschaftlichen Diskurses um sein Werk beitragen kann.<sup>2</sup>

Der 1695 in Schweidnitz geborene Johann Christian Günther wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, zeigte jedoch bereits in jungen Jahren eine hohe

---

<sup>1</sup> Schlussvers in „An Herrn Gottlieb Milich, Kayserl. Rath und Mannrechts Assessorem in Schweidnitz“, „Vergnügt dich, theures Haupt“, Krämer III, S.87, Vers 164. Im Folgenden werden die Gedichte Günthers nach folgender Ausgabe zitiert: Sämtliche Werke, hrsg. Von Wilhelm Krämer, historisch-kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden, Leipzig 1930-37 (Nachdruck Darmstadt 1964), Band II: Klagelieder, Band III: Freundschaftsgedichte und -briefe in zeitlicher Folge, Band IV: Lob- und Strafdichtung und Band VI: Gelegenheitsdichtung. Nach Angabe des Bandes folgt der Titel, Gedichtanfang, Seiten- und Verszahl. Soweit das Gedicht auch in der Ausgabe Bölhoffs (Bölhoff, Reiner: Johann Christian Günther. Werke. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1998) vorliegt, wird dies mit Seitenzahl angegeben.

<sup>2</sup> Eine ausführliche Forschungsgeschichte liefert Rainer Bölhoff in Johann Christian Günther 1695-1975. Kommentierte Bibliographie. Schriftenverzeichnis. Rezeption- und Forschungsgeschichte. Hier Band 3: Rezeptions- und Forschungsgeschichte. Köln, Wien: Böhlau Verlag 1982.

Begabung für das Dichten, die von seinen Lehrern Benjamin Schmolke und Christian Leubscher in der Schule gefördert wurde. Ihnen verdankte Günther eine klassische Ausbildung und einen gelehrten Umgang mit den antiken Quellen. Diese spiegeln sich in den zahlreichen mythologischen Anspielungen im Werk des Dichters wider und beweisen, dass Günther sich durchaus zeitgemäß als *poeta doctus* verstand. Der ehrgeizige junge Dichter ließ sich 1716 in Wittenberg zum *poeta laureatus* krönen, obwohl er dort gerade sein Medizinstudium begonnen hatte und eigentlich nicht über die entsprechenden finanziellen Mittel verfügte. Dies war der Anfang einer Kette von Fehlentscheidungen bezüglich der Sicherung seiner bürgerlichen Existenz, die ihn in Armut leben und sterben ließen. Günther kam ins Schuldfängnis, schloss daraufhin in den folgenden Jahren sein Studium nicht ab. Auch eine Anstellung als Hofpoet wollte ihm für den Rest seines kurzen Lebens nicht gelingen. Der Versuch, im Jahr 1721 eine bürgerliche Ehe einzugehen, scheiterte an dem nicht abgeschlossenen Medizinstudium sowie an dem Bruch mit dem Vater. Dieser verzieh seinem Sohn bis zu dessen tragischen Tod, 1723 vereinsamt und krank in Jena, die bedingungs- und zwecklose Liebe zum Dichtertum nicht.

Das tragische Schicksal Günthers hatte sowohl gesellschaftliche als auch persönliche Gründe. Günther wollte nur als Dichter leben in einer Zeit, in der man sich entweder das Dichten als luxuriösen Nebenverdienst nebenbei leisten konnte oder als Hofpoet auf die Gunst eines Mäzenen angewiesen war, in dessen Dienst man stand und für den man dichtete. Das Bild vom freiberuflichen bürgerlichen Dichter, der ein öffentliches Publikum anspricht, hatte sich noch nicht etabliert. Das Ideal, in einer Zeit hohe Poesie dichten zu wollen, in der die Voraussetzungen der barocken Dichtungsproduktion nicht mehr gegeben waren, die der Aufklärung sich noch nicht durchgesetzt hatten, wurde Günther zum Verhängnis.

Dass in den zu schwierigen Zeiten von Günthers Leben entstandenen Liebes- und Klagegedichte ein qualitativ neuer Ton vorherrschte und persönliche Erfahrungsgehalte zum Ausdruck kamen, war bereits vor der Günther-Forschung Anlass für Goethe, den schlesischen Dichter nicht als

typisch barocken Poeten zu betrachten.<sup>3</sup> Wilhelm Krämer, der Begründer der Günther-Forschung, Herausgeber seines Werkes und Biograf, gehörte der geistesgeschichtlichen Schule zu Beginn des 20. Jahrhunderts an. Seine biografisch- und erlebnisorientierte Interpretation des Güntherschen Werks<sup>4</sup> blieb bis in die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts für die Günther-Forschung bestimmend, hier vor allem für Dahlke, Dürrenfeld und Browning.<sup>5</sup>

Die Untersuchungen zu den rhetorischen Grundlagen der barocken Dichtung in den sechziger und siebziger Jahren, getragen vor allem durch Karl Otto Conrady<sup>6</sup>, Joachim Dyck<sup>7</sup> und Wilfried Barner<sup>8</sup>, leiteten eine grundsätzliche methodologische Umorientierung in der Barockforschung ein, die auch für den Umgang mit dem Werk Günthers wichtige Konsequenzen hatte. Das als „neue“ Sprechweise Empfundene erfolgt unter Einhaltung aller poetologischer Anweisungen und der Gepflogenheiten rhetorisch argumentativen Sprechens wie es für die zeitgenössische Dichtung üblich ist.

---

<sup>3</sup> „Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtnis, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben.“ In: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe. Band IX, S.464. Dieser Stelle im zweiten Teil von „Dichtung und Wahrheit“ schreibt Karl Konrad Polheim eine „unerhörte Wirkung“ auf die Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts zu. Vgl. hierzu Polheim, Karl Konrad: Der Dichter Johann Christian Günther – Wirken und Wirkung. In: Stüben, Jens (Hrsg.): Johann Christian Günther (1695-1623): Oldenburger Symposium zum 300.Geburtstag des Dichters. München: Oldenbourg 1997, S. 21-45, hier S. 40.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu Krämer, Wilhelm: Das Leben des schlesischen Dichters Johann Christian Günther (1695-1723), Godesberg 1950.

<sup>5</sup> Dahlke, Hans: Johann Christian Günther. Seine dichterische Entwicklung. Berlin: Rütten & Loening 1960; Dürrenfeld, Eva: Paul Fleming und Johann Christian Günther. Motive, Themen und Formen. Tübingen 1964 (phil.Dissertation) und Browning, Robert M.: Deutsche Lyrik des Barock. 1618-1723. (zunächst englisch: German baroque poetry, 1971). Autorisierte deutsche Ausgabe besorgt durch Gerhart Teutscher. Stuttgart: Kröner 1980.

<sup>6</sup> Conrady, Carl Otto: Lateinische Dichtungstradition und deutsche Lyrik des 17. Jahrhunderts. Bonn: Bouvier 1962.

<sup>7</sup> Dyck, Joachim: Ticht-Kunst. Deutsche Barockpoetik und rhetorische Tradition. Bad Homburg, Berlin 1966.

<sup>8</sup> Barner, Wilfried: Barockrhetorik. Untersuchung zu ihren geschichtlichen Grundlagen. Tübingen: Niemeyer 1970.

Die Kunst besteht hier darin, dass sich traditionelle Muster poetischen Sprechens gekonnt mit persönlicher Lebenserfahrung verflechten.<sup>9</sup> Zu Beginn der achtziger Jahre leistet Bölhoff Entscheidendes zur Dokumentation der Rezeptionsgeschichte Günthers sowie zur Sicherung historisch-kritischer Texte von Günther.<sup>10</sup> Seine Sammelanthologie kann zwar die Werkausgabe Krämers nicht ersetzen, bedeutet jedoch einen wesentlichen Schritt in der Günther-Forschung.<sup>11</sup>

Das nahezu ausschließliche Forschungsinteresse an der Liebeslyrik Günthers<sup>12</sup> erweckt den Eindruck, dass weitere ehrgeizige Dichtungen die mit seiner Berufsproblematik zusammenhängen, als geringwertiger zu betrachten sind. Nichts desto trotz stellen diese Dichtungen, wie Ernst Osterkamp es formuliert, „Stationen im Scheitern seiner Mäzenatenkonzeption“<sup>13</sup> dar und bedürfen damit einer näheren Analyse.

#### *Zielsetzung des vorliegenden Beitrages*

Auch die Freundschaftsgedichte Günthers haben während der regen Forschungsphasen zu Günther wenig Beachtung gefunden, obwohl der dritte Band der Gesamtwerkausgabe sowie die Biografie des Dichters bezeugen, dass freundschaftliche Beziehungen in seinem Leben eine große Rolle

---

<sup>9</sup> Hier sind vor allem folgende Arbeiten zu nennen: Bütler Schön, Helga: Dichtungsverständnis und Selbstdarstellung bei Johann Christian Günther. Studien zu seinen Auftragsgedichten, Satiren und Klageliedern. Bonn: Bouvier Verlag 1981, Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): Johann Christian Günther. Text und Kritik. Zeitschrift für Literatur 74 / 75. München: text und kritik 1982.

<sup>10</sup> Vgl. Anmerkung 2.

<sup>11</sup> Vgl. Anmerkung 1.

<sup>12</sup> Hier vor allem Regener, Ursula: Stumme Lieder ? Zur motiv- und gattungsgeschichtlichen Situierung von Johann Christian Günthers „Verliebten Gedichten“. Berlin, New York 1989; Trautwein, Wolfgang: „Von innen zwar ein Paradies, von außen Unruh, Zanck und Plagen“ – Zur Komposition von Johann Christian Günthers Liebesgedichten. In: Daphnis 16 (1987), S.167-218 und schließlich eine Reihe von Beiträgen in Stüben, Jens (Hg): Johann Christian Günther (1695-1723): Oldenburger Symposium zum 300.Geburtstag des Dichters. München 1997.

<sup>13</sup> Osterkamp, Ernst: Johann Christian Günther. In: Deutsche Dichter. Leben und Werk deutschsprachiger Autoren. Hrsg. von Gunter E.Grimm und Frank Rainer Max. Band 2: Reformation, Renaissance und Barock. Stuttgart 1988, S.449-463, S. 454.

spielten. So erfuhr die Freundschaftsdichtung Günthers erst im Jahr 2006 eine grundlegende Erörterung durch Sandra Kersten, die eine Analyse rhetorisch argumentativen Sprechens in den Freundschaftsgedichten und -briefen Günthers unter der Berücksichtigung biografischer Hintergründe und konkreter Umstände von Freundschaften unternimmt.<sup>14</sup> Doch wäre die Aussagekraft dieser Dichtung mit der Wiedererkennung der barocken rhetorischen und poetologischen Konventionen nicht erschöpft, da Günther sie vermischt mit Selbstaussagen, deren Funktion nicht alleine mit den genannten rhetorischen Argumentationsmuster zu erklären sind. 1985 hatte Ernst Osterkamp auf die Notwendigkeit neuer Forschungsperspektiven hingewiesen, da sonst die Eigenart der Dichtung Günthers unerkannt bliebe:

(...) der nächste Schritt muß sein, die historische Individualität dieses Werkes, die dem System abgewonnen wurde und keineswegs identisch ist mit besonderer Souveränität in der Formerfüllung, erneut zu charakterisieren und historisch zu begründen.<sup>15</sup>

Als Antwort auf die lange vorherrschende Interpretation des Dichters als genialem Vorläufer der Erlebnislyrik war die Günther-Forschung von seiner Rückbindung an die rhetorische und poetologische Tradition dermaßen überzeugt, dass sie die Spezifik und Besonderheit seines dichterischen Werkes übersah.<sup>16</sup> Osterkamp betont vor allem „die äußerst komplexen und vor allem

---

<sup>14</sup> Kersten, Sandra: Die Freundschaftsgedichte und Briefe Johann Christian Günthers. Berlin: Frank und Timme 2006. Im Folgenden Kersten: Freundschaftsgedichte.

<sup>15</sup> Osterkamp, Ernst: Perspektiven der Günther-Forschung. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Sonderheft 1: Forschungsreferate. Tübingen 1985, S. 129-159, hier S. 144.

<sup>16</sup> Dies war vor allem Inhalt der Kritik Osterkamps an Bolhöff und weiterer Günther-Forscher, die Bolhöff 1988 nicht bestreitet, aber rechtfertigt: die Einbettung der Dichtung Günthers in die poetischen und rhetorischen Normen der barocken Literatur sei als erster Schritt notwendig gewesen, denn:  
„Hätte ich sofort das Neue selbst betont, wäre das leicht als Kompromiss mit dem alten Erlebnis- und Bekenntnismodell aufgefaßt worden: zuerst mußte eine neue, historisch gesicherte Basis geschaffen werden, die Differenzierungen würden sich anschließend einstellen.“ Vgl. hierzu Bolhöff, Reiner: Zur neueren Güntherforschung. In: Pott, Hans-Georg (Hrsg.): Johann Christian Günther. Mit einem Beitrag zu Lohensteins „Agrippina“. Paderborn: Ferdinand Schöningh 1988, S. 83-105, hier S. 95.

ständig wechselnden sozialen Zusammenhänge“<sup>17</sup>, in denen die Werke des Dichters entstanden, und die seine Unverwechselbarkeit ausmachen.

So präsentiert der dritte Band der Gesamterkausgabe mit den Freundschaftsgedichten sowohl das typisch barocke Gelegenheitsgedicht, das dem Freund gewidmet ist, mit einem mythologischen Apparat verfährt und alle dichterischen Konventionen der Zeit berücksichtigt, als auch das private Freundschaftsgedicht, in dem der Dichter in einer emotionalen Aussprache sein persönliches Schicksal beklagt. In der Tat korrespondiert die historische Abfolge der Gedichte, die der Herausgeber hier anhand der oben genannten Gedichtstypen nachzuvollziehen sucht, mit dem Lebenslauf des Dichters, so dass mit fortschreitendem Alter und zunehmender Tragik im Leben des Dichters die zweite Form überwiegt und mit seiner wachsenden Not auch sein Bedürfnis nach Selbstaussage wächst. Diese Annahme ist bemerkenswerter Weise durch eine Gruppe von Texten bestätigt, die diese Problematik innerhalb des Gedichtes thematisieren. So ernennt das pointierte formulierte Gedicht, die Lyrik bzw. „das zu Papier Gebrachte“ zum Medium der Selbstreflexion und der Darstellung persönlicher Lebensinhalte:

Guten Morgen !  
 Meine Sorgen  
 Sind Papier  
 Schlecht und recht  
 Tausend Winter  
 Bin ich  
 Ihr  
 Tiefster Knecht  
 Joh.Christ.Günther<sup>18</sup>

Die Freundschaftsdichtung Günthers bietet also mehr als ein Muster rhetorisch bestimmter barocker Dichtung. Besonders prägnant ist der poetologische Aussagegehalt dieser Gedichte, den der vorliegende Beitrag näher behandeln will, jedoch mit bewusster Distanz vom unreflektierten Umgang mit der Dichtung Günthers, der intuitiv auf ihre „Originalität“ bestand. Es soll von der Verankerung von Günthers dichterischen Leistungen in der rhetorisch-

<sup>17</sup> Osterkamp: Perspektiven, S. 145.

<sup>18</sup> Als er Jemanden einen guten Morgen wünschte, „Guten Morgen“, Krämer III, S. 154.

poetologischen Tradition ausgegangen werden, mit dem Ziel, das Besondere und Individuelle seiner dichterischen Gestaltung der Freundschaftsgedichte, das für uns vor allem in den Aussagen des Dichters über Dichtung und seinem „poetologischen Eigensinn“ besteht, herauszuarbeiten. Der Beitrag betrachtet jene Aussagen in den Freundschaftsgedichten als poetologisch, die kontextübergreifend den Schaffensprozess sowie den Stellenwert von Dichtung überhaupt reflektieren und zur Selbstdarstellung Günthers in den Gedichten führen. Die nähere Beschäftigung mit der Besonderheit dieser Gattung bei Günther könnte herausstellen, inwieweit er der Freundschaftsthematik der Literatur des 18. Jahrhunderts – als dem Jahrhundert der Freundschaft – vorausgreift.

Eine derartige Situierung der Freundschaftsdichtung Günthers kann erst im Anschluss an eine Darstellung des zeitgenössischen Freundschaftsdiskurses erfolgen, der im Folgenden anhand der Herkunft dieser Art von Dichtung, sowie der theoretischen Auffassung des Begriffs im 17. Jahrhundert einerseits und anhand von Beispielen aus der zeitgenössischen Freundschaftslyrik andererseits dargelegt werden soll.

### *Der Freundschaftsdiskurs bis ins 17. Jahrhundert*

Die neulateinische Literatur des 16. Jahrhunderts, die in vielerlei Hinsicht in der darauf folgenden Epoche ihrer Funktion und ihren Gattungen nach nur in einer anderen Sprachen Verwendung findet, wurde im Hinblick auf die Entstehung und die Pflege der Freundschaftsdichtung maßgeblich von den antiken Freundschaftsideen geprägt. Dies betrifft sowohl die Auffassung des Begriffs und die verschiedenen Ausdrucksformen von Freundschaft als auch die in den Gedichten benutzten Topoi der Freundschaft. Die Erörterung des Begriffs in philosophischen Schriften ist vor allem mit den Namen Aristoteles und dessen „Nikomachschen Ethik“ sowie Cicero und dessen „De Amicitia“ verbunden. Beide betonen die Notwendigkeit von Freundschaft im menschlichen Leben sowie die Gleichgesinnung der Gemüter als wichtigstes Merkmal von Freundschaft. Aristoteles hebt den besonderen Stellenwert von Freundschaft gegenüber anderen materiellen Gütern hervor, während Cicero die sozialen Aspekte von Freundschaft betont.

Die in Gedichten und Briefen benutzten Argumente und Topoi orientieren sich dagegen an den beispielhaften dichterischen Vorbildern, die aus den freundschaftlichen Verhältnissen zwischen Cicero und Attikus, Horaz und Maecenas und schließlich auch zwischen Horaz und Vergil hervorgingen.<sup>19</sup> Die Übernahme dieses antiken Gedankengutes verlief unproblematisch, zumal die Darstellung des Freundes als das „andere Ich“ oder auch die bedingungslose Aufopferung in einer Freundschaft durchaus mit christlicher Nächstenliebe und Selbstlosigkeit zu vereinbaren war. Erweitert wurde vor allem die Skala der Freundschaftsbeziehungen durch die Freundschaft mit Gott, für die Jesus das größte Vorbild liefert.<sup>20</sup>

Im 16. Jahrhundert kommt aber neben der Wiederbelebung antiken Gedankengutes ein weiterer Aspekt in Betracht, der der Freundschaftsdichtung ein neues Merkmal hinzufügt: die Pflege von Freundschaft nicht um ihrer Selbst willen, sondern als ein gegenseitiges Nutzverhältnis. Dies wird aus der Definition des Begriffes Freundschaft in Zedlers Universallexikon ersichtlich, in dem die „moralische oder tugendhafte“ Freundschaft, die eben nicht ausschließlich auf einer Gleichgesinnung der Gemüter beruht, sondern auch auf einer gemeinsamen vernunftbedingten Liebe, gleichberechtigt und ohne jegliche qualitative Deutung neben die „natürliche“ Freundschaft gestellt wird:

Die Bezeigungen in einer wahren Freundschaft zielen auf einen Nutzen ab, derselbe aber erstreckt sich nicht weiter, als auf Erweisung der Pflichten, so die Socialitaet nach Anweisung des natürlichen Rechts von uns erfordert.<sup>21</sup>

Der Wille zur Herausbildung einer sozialen Schicht, die sich nicht herkunftsbedingt definierte, sondern durch humanitäre Bildung hervorragen wollte, entstand durchaus im Sinne gesellschaftlicher Konventionen der frühen Neuzeit. Dabei handelt es sich um die Bemühungen jener Gruppe gelehrter Dichter, die von Stadt zu Stadt oder von Hof zu Hof zogen und über

<sup>19</sup> Vgl. hierzu Wilms, Heinz: Das Thema der Freundschaft in der deutschen Barocklyrik und seine Herkunft aus der neulateinischen Dichtung des 16. Jahrhunderts. Kiel 1962, S. 102.

<sup>20</sup> Weitere Ausführungen zum antiken und christlichen Freundschaftsbegriff finden sich bei Sturzenegger, Barbara: Kürbishütte und Caspische See. Simon Dach und Paul Fleming. Topoi der Freundschaft im 17. Jahrhundert. Bern, Berlin, Frankfurt, New York, Paris, Wien: Peter Lang 1996, S. 40-63.

<sup>21</sup> Johann Heinrich Zedler: Großes vollständiges Universal-Lexicon, IX. Band (1735), S. 1838.

Widmungsgedichte an Freunde zu vorgegebenen Anlässen nicht nur die Freundschaft, sondern auch ihre Zugehörigkeit zur Gelehrtenrepublik dokumentierten:

Vom emphatischen Freundschaftsbegriff des 18. Jahrhunderts führt daher kein allgemeiner und gangbarer Weg in die Frühe Neuzeit zurück. Vielmehr herrscht in frühneuzeitlichen und lebensweltlichen Zeugnissen zum Thema ein mit topischen Wendungen besetztes Relationsverhältnis vor, das, wenn es schon auf einen kurzen Begriff gebracht wird, vom Utilitätsprinzip bestimmt ist.<sup>22</sup>

Die Gelegenheitsdichtung, die im 17. Jahrhundert zur Blüte gelangte, bot zahlreiche Anlässe, die Pflege von Freundschaften in gelehrten Kreisen dichterisch zu dokumentieren. Besonders das Epicedium, das Abschiedsgedicht, lieferte die passende Stimmungslage, in der sich die typisch barocken Topoi der Vergänglichkeit und der Unbeständigkeit irdischer Zustände in Fülle entfalten konnten.

Die Auffassung von Freundschaft als einem beständigen menschlichen Wert, der im Vergleich zur Liebe zwischen Mann und Frau viel verlässlicher in einer vergänglichen Welt erscheint, ist des Weiteren auch als ein Beitrag barockzeitlicher Dichtung zu betrachten.<sup>23</sup> Als repräsentativ wird hier das Gedicht „Wahre Freundschaft ist beständig“ (1650) von Sibylla Schwarzin angeführt:

Ein Freund / ders treulich meint / kan seinen Freund nicht lassen /  
er lieb ihn mundlich dan / und tuh ihn herzlich hassen;  
Kein Strick ist ihm zu stark / sol er zum Freunde gehn /  
das zugeschlossne Tohr wird allzeit offen stehn;  
Wenn er nuhr durch Begier wil zu dem Freunde dringen /  
so hält ihn nictes auff / kein Seitenspiel / kein singen /

---

<sup>22</sup> van Ingen, Ferdinand: Freundschaftskonzepte und literarische Wirkungsstrategien im 17. Jahrhundert. In: van Ingen, Ferdinand und Juraneck, Christian (Hg.): *Ars et Amicitia*. Beiträge zum Thema Freundschaft in Geschichte, Kunst und Literatur. Festschrift für Martin Bircher zum 60. Geburtstag am 3. Juni 1998. Amsterdam: Rodopi 1998, S. 173-222, hier S. 175. Im Folgenden zitiert als Ingen (Freundschaftskonzepte).

<sup>23</sup> Ferdinand van Ingen analysiert diese Auffassung von Freundschaft ausführlich und sieht diese Thematik auch in einem Emblem Otto van Veens im „*Moralia Horatiana*“ (1656) dargestellt. Zwei Männer sich einander zugewandt kehren Venus und ihrem Sohn, als Verkörperung weiblicher Schönheit und Liebe, den Rücken. Vgl. hierzu Ingen (Freundschaftskonzepte), S. 177-184.

das sonsten angenehm in allen Ohren klingt:  
 Kein Tod ists / der ihn auch vohn seinem Feinde dringt;  
 Der süßen Liebe Gifft kan manchen zwahr betöhren /  
 daß er / auß böser Lust / nicht will vohn Freundschaft hören /  
 ohn / derer er begehrt; doch list' man weit und breit /  
 daß einer eines mahls / nuhr auß Vertraulichkeit /  
 dem anderen sein Weib / sein Lieb / sein Liecht / sein Leben /  
 als ers vohn ihm begehrt / selbselbsten hab gegeben;  
 drümb gläub ich / daß kein Ding so stark eß immer sey /  
 ohn Gottes Macht / den Band der Freundschaft reiß' entzwey.<sup>24</sup>

Ein nahezu identischer Inhalt findet sich in zahlreichen Gedichten dieser Art bei Martin Opitz<sup>25</sup>, Philip von Zesen<sup>26</sup> oder Simon Dach<sup>27</sup>, was wiederum – ähnlich wie bei der argumentativ vorstrukturierten Gelegenheitsdichtung unter Freunden – den eher unpersönlichen Charakter von Freundschaftsdichtung im 17. Jahrhundert herausstreicht.<sup>28</sup> Dieser lässt es auch zu, dass neben dem Beständigkeitscharakter von Freundschaft wie er oben dargestellt wurde, ein ihm entgegen gesetztes Verständnis von Freundschaftsbeziehungen aufkommt, nämlich das der Freundschaft in einer vorgetäuschten und nicht beständigen Qualität.

Dadurch spielt in der zeitgenössischen Auffassung des Freundschaftsbegriffs unter anderem auch die typische barocke Sein-Schein-

<sup>24</sup> Aus: Schöne, Albrecht (Hg.): Das Zeitalter des Barock. Texte und Zeugnisse. München: Becksche Verlagsbuchhandlung 1963, S. 747.

<sup>25</sup> „Tugend ist der beste Freund“ in: Opitz, Martin: Weltliche Poemata (1644). 2 Teile. Hrsg. von Erich Trunz. Tübingen: De Gruyter 1975, S. 356.

<sup>26</sup> „Als er seinen liebsten Freund gesegnen muste“ in Zesen, Philip von: Sämtliche Werke. Hrsg. von Ferdinand van Ingen. Band II: Lyrik II. Berlin, New York: De Gruyter 1984, S. 146 f.

<sup>27</sup> „Der Mensch hat nichts so eigen“ in: Dach, Simon: Gedichte. Hrsg. von Walter Ziesemer. Halle/Saale 1936-38, S. 66 f.

<sup>28</sup> Dieser erscheint Wolfdietrich Rasch umso ausgeprägter in seiner Darstellung des Freundschaftskults im 18. Jahrhundert, wo er einleitend für die barocke Freundschaftsdichtung feststellt: „Schon die Tatsache, dass sehr oft Gedichte mit überschwänglichen Beteuerungen treuer Freundschaft vom Autor im Auftrage anderer verfaßt worden sind, kennzeichnet den unpersönlich-objektiven Charakter dieser Lyrik.“ Vgl. hierzu Rasch, Wolfdietrich: Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts vom Ausgang des Barock bis zu Klopstock. Halle: Max Niemeyer 1936, hier S. 16.

Thematik eine Rolle, denn von ihr ausgehend etabliert sich gerade im höfischen Bereich die Vorstellung, dass wahre Freundschaft – insbesondere unter den dort herrschenden sozialen Bedingungen – eine Illusion sei. Die zweckgebundene Freundschaft am Hof, von der man sich rasche Aufstiegsmöglichkeiten verspricht und dabei keinen Weg scheut, war in den Hofkritiken des 17. Jahrhunderts häufig Gegenstand der Darstellung in der Literatur der damaligen Epoche, wie zum Beispiel Barbara Sturzenegger<sup>29</sup> deutlich herausarbeitet. So sind es höfische Ratgeber, die Neueinsteigern bei Hof vor der Gefahr falscher Freunde warnen, wie etwa in dem Werk „Freund in der Not“, in dem ein Vater seinem davonziehenden Sohn praktische Ratschläge zum Schutz vor unzuverlässiger Freundschaft gibt. Letztendlich sei nur Gott der einzig beständige Freund und eben der Freund „in der Not“.

Freundschaft ist also im Barockzeitalter wie jede zwischenmenschliche Beziehung dem Beständigkeitsprinzip unterworfen, wobei sie sich entweder als beständige Tugend erweist oder als eine vorgetäuschte Freundschaft, und ihr – ähnlich wie der Liebe – ein Vergänglichkeitscharakter zugesprochen wird. Differenziertere Züge einer individuellen Freundschaft zeigen sich in Ansätzen bei Paul Fleming, in dessen Dichtung erstmals die persönliche Ansprache des Freundes als „Vertrauter meines Herzens“ neue Töne in der Freundschaftsdichtung des 17. Jahrhunderts schlägt. So sind Bekenntnisse zur inneren Verbundenheit und Besonderheit freundschaftlicher Beziehungen in den Freundschaftsgedichten Flemings zu einem großen Teil an tatsächliche Freunde des Dichters adressiert und bezeugen dadurch persönliche Beziehungen, die Fleming vor allem während seiner Auslandsreisen zu pflegen suchte.<sup>30</sup>

---

<sup>29</sup> Vgl. hierzu Sturzenegger, Barbara: *Kürbishütte und Caspische See*. Simon Dach und Paul Fleming. *Topoi der Freundschaft im 17. Jahrhundert*. Bern, Berlin, Frankfurt, New York, Paris, Wien: Peter Lang 1996, S. 96-100. Im Folgenden zitiert: Sturzenegger: *Topoi der Freundschaft*.

<sup>30</sup> Vgl. hierzu die Analyse der Freundschaftsoden Flemings bei Fathy, Heba: *Nachahmung und Neuschöpfung in der deutschen Odendichtung des 17. Jahrhunderts*. Eine gattungsgeschichtliche Untersuchung. Hamburg: Kovac 2007, S. 128-133.

*Poetologische Reflexionen in Günthers Freundschaftsgedichten*

Im Rahmen der obigen Ausführungen zum Gelegenheitscharakter von Freundschaftsdichtung im 17. Jahrhundert und der Auffassung von barockzeitlichen Freundschaftsgedichten fallen Günthers Gedichte an Freunde und Gönner durch ihre Andersartigkeit auf. Zwar mag einiges, insbesondere die Anlassgebundenheit, auch für Günther gelten, doch betreffen die damit gefüllten Inhalte weder den besonderen Stellenwert von Freundschaft gegenüber anderen menschlichen Beziehungen noch die Unmöglichkeit von Freundschaft am Hofe.<sup>31</sup> Eine reflexive Thematisierung von Sinn und Praxis der Poesie bei Gelegenheit der Freundschaftslyrik, die nicht immer eindeutig und explizit funktionalisiert ist zum Werben um Gönner, charakterisiert eher die Freundschaftsdichtung Günthers. Eine Reihe poetologischer Reflexionen, die auch den literatursoziologischen und kulturgeschichtlichen Entstehungskontext seiner Dichtung verdeutlichen, soll im Folgenden thematisch erörtert und mit Beispielen aus den Freundschaftsgedichten belegt werden.

Die Thematisierung des Dichtungsprozesses selber, die Schreibhemmungen Günthers und die damit verbundenen Depressionen und Krisen begegnen dem Leser oft in seinen Freundschaftsgedichten. So schreibt Günther am 27. Oktober 1717 an seinen Freund Johann Gottfried Hahn anlässlich der Erlangung der Doktorwürde:

Ich stimme Flöth und Darm, ich ändre Text und Weisen  
Und schelt auf meinen Kiel. An statt dein Lob zu preisen,  
Die Leyer klingt verstockt, der Finger schlägt mit Qual,  
Als spielt er, Gott behüt's, das allererste Mahl,<sup>32</sup>

Warum beim Dichten solche Schwierigkeiten auftreten, wird in einem anderen Gedicht an Ernst Rudolph von Nickisch mit ironischem Unterton konkretisiert:

<sup>31</sup> Die Spezifik der Heuchlerproblematik im Rahmen von Freundschaftsbeziehungen bei Günther wird unten noch näher zu erörtern sein.

<sup>32</sup> Der Ruhmwürdige Verdienst der von dem hochedlen und hochgelahrten Herrn Johann Gottfried Hahn von Schweidnitz aus Schlesien in Leipzig den 27. October A. 1717 öffentlich erhaltenen Hohen Doctorwürde, „Ich weis in Warheit nicht, ob mich Crispin behext“, Krämer III, S. 51, Vers 19-22.

Erhob ich einen Kerl zuweilen um das Geld,  
So fing ich prächtig an: Orackel unsrer Welt!  
Ich flocht, wie jezt noch viel, die Nahmen vor die Lieder  
Und gieng oft um ein A. drey Stunden auf und nieder.  
Auch schift ich oftermahl auf Dielen über Meer  
Und holt ein Gleichnüßwort aus Mississippi her,  
Bestahl den Lohenstein wie andere Schulmonarchen,  
Und war kein Reim darauf, so flickt ich ihn von Parchen  
(...)  
Da klappte mir kein Vers, der nicht auf Stelzen gieng,<sup>33</sup>

Von den Normen poetischen Schreibens lässt sich der Dichter offensichtlich nicht einschränken, weder im Hinblick auf den Inhalt, so zum Beispiel, dass bei ihm in einem Freundschaftsgedicht statt der Hinwendung zum Gegenüber die eigenen Probleme Darstellung erfahren, noch in formalstilistischer Hinsicht, zum Beispiel, dass er die entsprechenden dichterischen Gepflogenheiten nicht einhält. Diese werden bereits durch die explizite Aussprache des Problems auf der Ebene des Gedichttextes durchbrochen:

Das überhäufte Leid verrückt mir Ziel und Haupt,  
Drum schreib ich, wie es fließt, ohn allen Zierrath nieder;  
Denn Slaven harter Noth ist wenig Pracht erlaubt.<sup>34</sup>

Das „überhäufte Leid“, die „harte Noth“ und das Schreiben „um das Geld“, die materielle Notwendigkeit mit anderen Worten, sind es also, die bei Günther solche Hilflosigkeit angesichts des Auffindens von Reimwörtern und Stilmitteln auslösen. Die Darstellung der Schreibhemmungen und die

---

<sup>33</sup> Auf die den 15. Aug. A. 1721 in Schlesien glücklich geschehene Wiederkunft des Herrn Ernst Rudolph von Nickisch und Roseneck, „Willkommen wiederum, gelehrter Mäcenat!“, Krämer IV, S. 235-239, Vers 105-117, Bölhoff S. 490.

<sup>34</sup> Den glücklichen Abzug des wohlgebohrnen Ritter und Herrn, Herrn Daniel Gottlob von Nickisch und Roseneck, Erbherrn auf Ober- und Nieder-Adelsdorf, welcher den 11. April des 1718. Jahres nach rühmlichst vollführtem Academischen Fleisze aus dem edlen Leipzig in sein werthes Schlesien wieder zurückkehrte, begeleitet mit betrübter Feder seines hochadelichen Mäcenaten ergebenster Diener Johann Christian Günther von Striegau aus Schlesien, Kayserl. Gecrönter Poete, „Begleitet, wen ihr, ihr matten Pierinnen“, Krämer IV, S. 94-99, Vers 46-48.

Bekenntnisse darüber hängen mit der Berufsproblematik<sup>35</sup> Günthers zusammen. Dass diese Produktionsschwierigkeiten in die sie bedingenden übergreifenden Kontexte eingebettet sind, die auch das Verhältnis vom Dichter zum Publikum und vom Dichter zu den Institutionen der Gesellschaft betreffen, führt zu einer Darstellung der existentiellen Erfahrungen des Dichters in einem Umfeld, das wahre Dichtung nicht zu schätzen weiß, und schließlich zur schmerzvollen Schlussfolgerung, dass er unter diesen Bedingungen keine Überlebenschance außerhalb der Hofsphäre besitzt:

Ich kam und sah, und sieh, ich war so gut betrogen  
 Als jener, der das Fleisch bey Schattenwerck verlor.  
 Mein ganzer Vorteil war ein leer- und magres Loben.  
 Ein Kerl, der Reime quält und nach der Pritsche mißt,  
 Kommt an und sticht mich ab, nicht wegen netter Proben,  
 Nein, sondern weil er nur ein beßrer Hofnarr ist.  
 (.....)  
 Ich habe es stets gehört und leider selbst erfahren,  
 Wie wenig unsre Zeit den armen Künsten gibt.<sup>36</sup>

Verbittert über eine Zeit, in der Kunst nicht den Stellenwert besitzt, den sie vordem genoss, und den Günther wiederum aber für sein Verständnis von Dichtung voraussetzt, entfaltet sich seine Anklage an die Poesie entsprechend:

Verlaßne Poesie, wie geht es immer zu!  
 Dein Spielen wiegt den Geist der Traurigkeit in Ruh,  
 Macht wilde Sitten zahm, kan Leichen Blut und Leben,  
 Den Helden Ewigkeit, der Tugend Cronen geben,  
 Hingegen uns, dein Volck, verlästu in der Noth.  
 O welche Mutter gönnt den Kindern nicht das Brodt?  
 Du läst die Deinigen kein schlechtes Gut erwerben  
 Und oft durch fremden Ruhm mit Ehren Hungers sterben.

<sup>35</sup> Vgl. hierzu Lohmeier, Anke-Marie: Über Johann Christian Günthers Poesiebegriff und Selbstverständnis. In: Stüben, Jens (Hg.): Johann Christian Günther (1695-1723): Oldenburger Symposium zum 300.Geburtstag des Dichters. München 1997, S. 89-99; Heckmann, Herbert: Johann Christian Günther. In: Corino, Karl (Hg.): Genie und Geld. Nördlingen 1987, S. 59-71 und Ungern-Sternberg, Wolfgang von: Die Armut des Poeten. Zur Berufsproblematik des Dichters im frühen 18. Jahrhundert. In: Johann Christian Günther. Text und Kritik 74/75 (1982), S. 85-109.

<sup>36</sup> An Herrn Gottlieb Milich, Kayserl. Rath und Mannrechts Assessorem in Schweidnitz, „Vergnügt dich, theures Haupt, ein Blat von Ehrfurchtsküßen“, Krämer S. 74-78, Vers 47-52 und Vers 65-66.

Verlaßne Poesie, so war es ehemals nicht.<sup>37</sup>

Andere Alternativen einer Beschäftigung außer der Dichtkunst kommen für Günther nicht in Frage, denn er sieht sich einzig und allein für das Dichten geboren, dem er sich trotz aller mühsamen Opfer verpflichtet fühlt:

Wie soll ich beßer thun ? Den Predigtstuhl besteigen?  
Drey Dinge schröcken mich: Gewißen, Wahn und Tod.  
Wie ? Oder soll ich gar das Recht der Wittwen beugen?  
Das geht wohl auch nicht an, ich werd bald zu roth.  
Wie wenn ich also nun die Kunst des Vaters triebe?  
(....)  
Nach Hofe taug ich nicht, ich hab ein treu Gemüthe  
Und bin der Wahrheit Freund, die wär allein mein Fall.  
So fänd ich nirgends Ruh, so sehr ich mich bemühte,  
Und außer meiner Kunst verlier ich überall.  
(.....)  
Ich bleibe, was ich bin, und bleib ich auch verlaßen,  
So schmeck ich den Genuß gelehrter Einsamkeit,  
Die, wenn mich Glürend und Geld und alles haßen,  
Mir auch bei Salz und Brodt viel Selbstvergnügung weihet.<sup>38</sup>

Angesichts dieser Situation, in der abzusehen ist, dass eine angemessene Förderung seiner Dichtung zu Lebzeiten ausbleiben wird, deutet Günther wiederholt darauf hin, dass erst der Ruhm nach seinem Tode ihm die Stellung einräumen werde, die er verdient und zu Lebzeiten nicht zu erreichen vermochte:

Es geht nicht anders her, dies sind der Misgunst Sitten,  
Daß, weil der Dichter lebt, er wenig Ruhm erlangt,  
Noch, eh die Parzen ihm den Faden abgeschnitten,  
Sein wohlverdienter Kranz auf Marmorsäulen prangt.  
Die Unart eitler lobt selten ein Gedichte,  
Wenn nicht die Hand schon fault, die es geschrieben hat;  
Der Tod gebiehr uns erst ein gründendes Gerüchte,  
Die Ehrenwiege bleibt des Sarges Lagerstatt.<sup>39</sup>

---

<sup>37</sup> Als er unverhofft von etlichen Gönnern aus Breszlau favorable Briefe erhielt, „Es dürfte mir ein Freund noch manch Gedächtnüß weihen“, Krämer II, S. 48-51, Vers 29-37.

<sup>38</sup> An Herrn Gottlieb Milich, a.a.O., Vers 89-93, 97-100, 141-144.

<sup>39</sup> An einen anderen guten Freund, „Freund von der alten Welt“, Krämer III, S. 32, Vers 53-59.

Dieses Bild von einem Dichter, dessen Würdigung erst nach dem Tode erfolgt, malt Günther in der viel zitierten Textstelle sogar aus und vermeidet dabei nicht, wieder der „Zeit“ die Schuld für seine berufliche und existentielle Krise zuzuschreiben. Auf seinem Grabschild würde dann stehen:

„Hier starb ein Schlesier, weil Glück und Zeit nicht wollte,  
Daß seine Dichtung zur Reife kommen sollte;  
Mein Pilger, lis geschwind und wandre deine Bahn,  
Sonst steckt dich auch sein Staub mit Lieb und Unglück an.“<sup>40</sup>

Dennoch bezweifelt Günther seine Zugehörigkeit zur Elite deutscher Dichtergelehrter keineswegs, in einem Zug nennt er den eigenen Namen mit denen der wichtigsten, überwiegend schlesischen Dichter des 17. Jahrhunderts. Dadurch gewährt er sich in der Freundschaftsdichtung den Ruhm, der ihm zeitlebens versagt blieb: die Zugehörigkeit zu den großen Namen seiner Zeit, vor allem Opitz, Fleming, Gryphius und Lohenstein:

Vielleicht wird mich Opitz als seinen Schüler kennen,  
Wenn der Elyser Feld uns dermahleinst vermehrt.  
Der Hochmuth bläst auch mir den Wahn nicht in die Ohren,  
O nein, ich seh es wohl, was Lohenstein gethan,  
Denn Gryph und dieser stehn in den berühmten Thoren  
Der grauen Ewigkeit wie Hofmann obenan.  
Sind doch nicht alle gleich, die nach dem Kayser reiten,  
Was schadet's , daß auf mich die letzte Stelle fällt;<sup>41</sup>

Aussagen poetologischen Inhalts sind außerhalb des Kontextes der Berufsproblematik mit all seinen Hintergründen in einem weiteren Zusammenhang aufzufinden. Das Durchbrechen der poetologischen Normen wird mit dem hohen Wert der Freundschaft gerechtfertigt, der durch formale und stilistische Vorschriften in seiner Aussagekraft eingeschränkt werden könnte. Eine Reihe von Freundschaftsgedichten geraten bei Günther dadurch in das Spannungsfeld zwischen den formalen Ansprüchen des Genres und dem persönlichen Bedürfnis nach Aussprache, das diese Konventionen zu sprengen droht. Hierfür wollen wir im Folgenden zwei Beispiele nennen. Bereits der

<sup>40</sup> Als er unverhoft..., a.a.O., Vers 11-14.

<sup>41</sup> An einen anderen guten Freund, a.a.O., Vers 67-74.

Titel „Sechzehnzeiliges Sonnet“<sup>42</sup> kündigt im ersten Beispiel die bewusste Abweichung von der üblichen Einteilung des Genres in zwei Quartetten und zwei Terzetten, die dann vierzehn Verse ergeben, an. Zwischen ihnen sind zwei Verse eingeschoben, die eben diese Einschränkung durch die formale Vorschrift thematisieren:

Hoch schwör ich durch den Kiel, noch höher in Gedancken,  
Die Treue schliest sich hier in sechzehn Zeilen ein.<sup>43</sup>

Es sind wiederum diese beiden Verse, die das Gedicht auch inhaltlich teilen. Die ersten beiden Quartetten liefern die üblichen Topoi von Freundschaftsdichtung im 17. Jahrhundert: Freundschaft als beständige, immer währende Tugend und ihr vergleichbar hoher Stellenwert gegenüber der Frauenliebe<sup>44</sup>, während die Terzette auf poetologischer Ebene die Nicht-Berücksichtigung poetischer Normen durch wahre Freundschaft begründen. Angesichts der aufrichtigen und freundschaftlichen Beziehung, die Günther mit Birnbaum verbindet, ist die Tatsache „nicht Dichter zu sein“, die er in Vers 12 verkündet, für Günther nicht von Relevanz.

Einen ähnlichen Aussagegehalt besitzt auch der Brief „An den jüngsten Herrn von Beuchelt“, wobei dieser Text ein einzigartiges Freundschaftsbekenntnis liefert, das in seiner Ausführlichkeit in keinem weiteren Freundschaftsgedicht anzutreffen ist. Auch hier verbindet Günther das Durchbrechen der poetischen Norm inhaltlich mit dem besonderen Stellenwert der Freundschaft. Das ursprünglich in Versen geplante Gedicht habe sich aus folgendem Grund in einen Brief in „ungebundener Einfalt“ verwandelt:

---

<sup>42</sup> Sechzehnzeiliges Sonnet an eben denselben, „Mein Daphnis, meine Lust, mein Trost, mein Jonathan“, S. 61.

<sup>43</sup> Ebd., Vers 9-10.

<sup>44</sup> Vgl. hierzu Kersten: Freundschaftsgedichte, S. 131-132.

Ich besann mich aber gleich bey dem ersten Reime, wie wenig man insgemein der in Versen offenbarten Redligkeit zutraue; da ich nun sowohl jezt als allemahl nichts mehr begehre als das Lob der Aufrichtigkeit und Warheit auch von Ihrem Beyfalle davonzutragen, (...) <sup>45</sup>

Prosa begegnet dem Leser hier als Signalisierung von Eigensinn und als Beweis für Aufrichtigkeit. Bei dieser Gelegenheit wird die zeitgenössische Auffassung von Freundschaft dargelegt, die der Dichter für sich zutreffend findet: Freundschaft als „Band der Vertraulichkeit“, die sich in „unveränderlicher und treuer Ergebenheit“ beständig zeige. In jedem Falle verweist Günther darauf, dass seine Freundschaftsbekanntnisse weit von Schmeichelei entfernt seien und er damit nichts anderes verfolge als die Pflege und den Erhalt der Freundschaft selbst. Dennoch handelt es sich bei dieser Argumentationsweise um einen geschickten Kunstgriff, anhand dessen der Dichter – trotz der „ungebundenen Einfalt“ durch und durch rhetorisiert – den Adressaten von der freundschaftlichen Treue, und möglicherweise auch von der weiteren Förderung im Rahmen der Freundschaft, zu überzeugen versucht.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass poetologische Reflexionen in der Freundschaftsdichtung bei Günther einerseits seine Zugehörigkeit zur gelehrten Dichterschicht akzentuieren und andererseits den durchdachten Umgang Günthers mit Dichtung betonen. Sie dienen aber auch einem weiteren, nicht weniger bedeutenden Aspekt in den Gedichten an Freunde, nämlich dem der kritischen Auseinandersetzung mit dem zeittypischen Genre des Gedichts an Gönner und Förderer, von dessen abgegriffener Topik, fragwürdiger Berechnung und Schmeichelei sich Günther ausdrücklich distanziert.

Dies stellt der zuletzt behandelte Brief „An den jüngsten Herrn von Beuchelt“ deutlich heraus, und doch kommt dieser Aspekt an mehreren Textstellen in den an Freunde gerichteten Gedichten zum Ausdruck, wobei Günther sich aber in jedem Falle von Schmeichelei und Heuchelei freispricht. Primär bei der Behandlung dieses Themas in den Freundschaftsgedichten Günthers ist die Hervorhebung der Relevanz des wahren Gönners, der für den Dichter in erster Linie als Freund agiert, als Förderer des Dichters und des Dichtungsprozesses:

---

<sup>45</sup> An den jüngsten Herrn von Beuchelt, „Meine Muse setzt schon die Feder an“, Krämer III, S. 145-146, Zeile 8-13.

Thut dir ein Lied genug? Die Redligkeit mag singen  
Und dich, und dich so weit sie kan, bis ans Gestirn erhöh'n.  
Dies etwan hab ich noch bey allem Mangelleiden,  
Daß mir Calliope ein heitres Antlitz giebt  
Und daß ein Freund wie du, so sehr mich andre neiden,  
Der Tadelsucht zu Trotz mein schlechtes Spielen spielt.  
Das Urtheil macht mich stolz, das deine Feder schreibt;  
Viel bild ich mir auf dich, nichts auf mich selber ein.<sup>46</sup>

Dank der Förderung durch den Adressaten, die im Gedicht in der Form von Ermutigung zum Dichten und der Begleitung der dichterischen Karriere dargestellt wird, könne sich Günther eine Auffassung von Dichtung als Selbstzweck leisten. Doch bringe die Artikulation eines solchen Dankens die Gefahr mit sich, der Heuchelei beschuldigt zu werden, was wiederum das Dichten selbst erschwere:

Nur schröckt sie dieses ab, daß Heucheley und Schein  
Dem heutigen Parnaß gemeine Gäste seyn  
Und daß, o Schimpf vor uns, so viel gereimte Lügen  
Von Köpfen ohne Wiz nach Famens Tempel fliegen.  
Hier man kein Verdienst, man lobt, man rühmt, man singt,  
Weil es Beförderung, Geiz und Mode mit sich bringt,  
Und Phoebus, den so viel mit Zetteln überrennen,  
Braucht ein Vergrößrungsglas, die Würdigsten zu kennen.<sup>47</sup>

Damit wird auf selbstkritische Weise der heikle Umgang mit diesem Genre den Vollzug des Gedichts in Frage gestellt. Die entsprechenden Darstellungsprobleme werden mit aufgeführt und reflektiert, bis schließlich, nach der geschehenen Abarbeitung aller Bedenken, der Grundriss und die Bedingungen einer denkbaren Zulässigkeit des Gedichts an Freunde und Gönner ohne den Verdacht der Schmeichelei deutlich werden. Es ist hier wiederum die Selbsteinschätzung Günthers als wahrer Dichter, der jede Instrumentalisierung von Dichtung verabscheut, welche das entscheidende Argument ist, das ihn dazu veranlasst, sich von jener Gruppe von Dichtern auszuschließen.

---

<sup>46</sup> An einen anderen guten Freund, a.a.O., Vers 39-46.

<sup>47</sup> Der Ruhmwürdige Verdienst der von dem hochedlen und hochgelahrten Herrn Johann Gottfried Hahn von Schweidnitz aus Schlesien in Leipzig den 27. October A. 1717 öffentlich erhaltenen Hohen Doctorwürde, a.a.O., Vers 45-52.

In diesem Kontext ist es wichtig zu erwähnen, dass es Hinweise in den Freundschaftsgedichten gibt, die vermuten lassen, dass die Adressaten auch Freunde Günthers gewesen sind, die ihn zwar auch finanziell unterstützten, ihm aber primär während der Not als Freunde zur Seite standen. Deshalb wäre die Reduzierung solcher Gedichte auf eine einzige Zielsetzung, nämlich den Gewinn eines Gönners, nicht angebracht.<sup>48</sup>

Ein Jahr vor seinem Tode zieht Günther in seinem Gedicht an Hans Gottfried von Beuchelt zusammenfassend seine Lebensbilanz. Das Freundschaftsgedicht an Beuchelt offenbart im Vergleich zu Gedichten anderer barocker Dichter, die ebenso rückblickend ihre berufliche Laufbahn evaluieren, die Spezifik der Freundschaftsthematik bei Günther insbesondere im Hinblick auf den Stellenwert des Gönners für den Dichter. Wenden wir uns zunächst einem Gedicht Simon Dachs zu, der sich während seines erfolgreichen Dichterlebens über existentielle Probleme wie Günther sie hatte, nicht beschweren musste, verdankte er doch seinem lebenslangen Gönner Robert Roberthin eine soziale Absicherung. Diesem gilt auch die ausführliche Alexandriner-Epistel „Danckbarliche Aufrichtigkeit an Herrn Robert Roberthinen Churfürstl. Brand. Pr. OberSecretarium<sup>49</sup> geschrieben 1647. 30. Julij“, in der Dach 1647 seinen Lebenslauf nachzeichnet. Deutlich ist hier die zentrale Rolle des Gönners im Gedicht, die in einer Aneinanderreihung der Leistungen Roberthins für Simon Dach aufgezeigt wird. Ohne dessen Förderung wäre die Dichterexistenz Dachs in sozial gesicherten Verhältnissen nicht möglich gewesen und wenn man die pragmatische Absicht eines solchen Gedicht mit bedenkt, wird deutlich, dass diese Unterstützung auch weiterhin notwendig ist. In diesem Zusammenhang betont Dach zunächst die wegweisende Lehrerfunktion seines Gönners:

Ich komme zwar bey weitem  
Nicht solchen Seelen bey, doch hast du meinen Sinn

<sup>48</sup> Drei Freunde Günthers sind u.a. wiederholt Adressaten der Freundschaftsgedichte und werden in der Günther-Biografie Krämers als Beistehende in schwierigen Zeiten dargestellt: Christian Gotthelf Birnbaum, Gottlieb Milich und Hans Gottfried von Beuchelt. Vgl. Krämer, Wilhelm: Das Leben des schlesischen Dichters Johann Christian Günther (1695-1723), Godesberg 1950.

<sup>49</sup> Dach, Simon: Gedichte. Hrsg. von Walter Zieseemer. Halle/Saale 1936-38. Band I, S. 187-193. Im Folgenden zitiert als Dach, Versangabe.

Erkant und dies auss mir gemachet wass ich bin.  
(.....)  
Wie schlecht es immer ist, so danck ich solches dir,  
Du werther Roberthin, durch dich kenn ich die Zier  
Der wahren Poesie.<sup>50</sup>

Doch verdient Roberthin nicht nur in Bezug auf das Dichten die Anerkennung Dachs, sondern auch in sozialer Hinsicht, da er Dach nützliche Kontakte vermittelte:

Hatt ich denn was geschrieben  
Nach deinem Wunsch und Raht, du kuntest es belieben,  
Du schriebst es fleissig ab mit deiner eignen Hand  
Und machtest mich dadurch bey Leuten sehr bekant.  
Durch dich hat mancher mich in Freundschaft aufgenommen,  
Ich bin zu manchem Glück durch deine Liebe kommen.<sup>51</sup>

Im Laufe des Gedichts steigern sich die Leistungen des Adressaten und damit auch seine Unentbehrlichkeit für den Dichter Dach. Dementsprechend entfaltet sich auch die Dankbarkeit, die in diesem Falle nicht nur die eines Schülers, sondern auch die eines Freundes sein will:

In Summa, Herr, bin ich gewesen wie dein Bruder,  
ja wie dein eigen Kind, mein Kahn hat sonst kein Ruder  
Ohn dich allein gehabt, dass mich in Noth ergetzt,  
Und endlich aus dem Sturm an diesen Port gesetzt,  
Dass ich mein Wesen bloss gantz ungehindert Treiben  
Und etwas löbliches der nachwelt möchte schreiben.<sup>52</sup>

Dachs Danksagung an seinen Gönner mag sich in der Darstellung der persönlichen Beziehung zu Roberthin von anderen zeitgenössischen Dankeposteln an Förderer, die im Wesentlichen einen Tugendkatalog des Adressaten anführten, unterscheiden. Dennoch steht Dach mit dieser Vorgehensweise durchaus in der Tradition der barockzeitlichen Freundschaftsdichtung, die ja – wie oben angedeutet – den

---

<sup>50</sup> Dach, Vers 118-120 und Vers 163-165.

<sup>51</sup> Dach, Vers 169-174.

<sup>52</sup> Dach, Vers 185-190.

Nützlichkeitscharakter von Freundschaft zulässt und sogar befürwortet.<sup>53</sup> Durch die Aufzählung aller Leistungen des Gönners für Dach ist die Anstimmung des Lobs begründet. Hinzu kommt eine Reihe von gattungsüblichen mythologischen Anspielungen Dachs, die seine Gelehrsamkeit unter Beweis stellen und den üblichen Inhalten zeitgenössischer Freundschaftsgedichte entsprechen. So wird Roberthin beispielsweise mit einer Reihe von antiken Figuren wie Aristeus, Epiktet oder Cicero verglichen. In jedem Falle bleibt das Gedicht hauptsächlich der Dankbarkeitsthematik verpflichtet und verfährt mit den entsprechenden überlieferten rhetorischen und stilistischen Mustern.

Das Freundschaftsgedicht Günthers an Beuchelt (1722) weist dagegen einen anderen Umgang mit der antiken Mythologie auf, die sogar eine Form der Entmythisierung impliziert. Calliope, die vornehmste Muse der Dichtung, wird angeklagt, nicht mehr mit dem Dichter befreundet zu sein, obwohl sie ihm in der Vergangenheit durchwegs zur Seite stand und ihm zu schöner Poesie verhalf. Rückblickend summiert Günther seine Lebenserfahrung, teils sein Schicksal anklagend und teils mit nostalgischen Erinnerungen an vergangene Liebesbeziehungen, zu deren Zeiten Calliope seine Begabung erkannte und ihm in schlechten Zeiten das Leben erleichterte. Das an Hans Gottfried von Beuchelt adressierte Dankgedicht hat einen Umfang von 268 Versen, wobei Günther sich aber erst im Vers 115 Beuchelt zuwendet. Vorher wird Calliope besänftigt und um Beistand gebeten, damit das Lob des Adressaten würdig angestimmt werden kann:

Geh in Dich, hartes Kind! und laß den tollen Sinn:  
 Nun wohl! Ich seh, du kommst; kommt her, setz an, schreib hin,  
 Und rede diß vor mich: Freund! dessen Geist und Minen  
 Auch selbst den Gratien zum Anmuths-Spiegel dienen;  
 Freund! dessen Lieb und Huld dem, den sie einmal fängt,  
 Den Zweifel loß zu seyn bis an das Hertz verschränckt;  
 Nimm es deiner werth, ein unverfälscht Gemüthe

<sup>53</sup> Barbara Sturzenegger sieht in dem vorliegenden Gedicht die „Empfängerzentriertheit“ ersetzt durch eine „Verfasserzentriertheit“, doch dient diese meines Erachtens ja wiederum der stärkeren Begründung der Danksagung und nicht der Selbstdarstellung Dachs im Gedicht. Die Freundschaft zu Dach muss sich als nützlich erweisen, damit die Hymne auf den Gönner gerechtfertigt ist. Vgl. Sturzenegger: *Topoi der Freundschaft*, S. 122.

Vor Hecatomben an.<sup>54</sup>

Das Lob Beuchelts wird mit dem 150. Vers abgeschlossen und Günther fährt mit der Selbstdarstellung fort, so dass sie als hauptsächliches Grundthema des Gedichts erscheint und nicht das Loblied auf den Adressaten, der lediglich als Beistehender in dieser schwierigen Situation fungiert. Die Anklage Günthers umfasst alle Lebenssphären und dringt sogar vor bis zum Göttlichen. In der Not werden Zweifel an der Existenz Gottes formuliert, die für die barockzeitliche Dichtung weniger charakteristisch sind:

Ich fleh und winde mich; Umsonst! Dein Ohr ist taub,  
Das Leben meine Last, und ich der Freunde Raub.  
Bin ich nun Schuld daran, so reiß mich von der Erden;  
Was ist dir denn gedient, noch mehr erzürnt zu werden?  
(....)  
Du bist ja Gott; ists wahr, so wie ich weiß und glaube?  
So wälzte doch nur nicht den armen Wurm im Staube,  
Der, wenn ihn auch dein Zorn, dein Eiffer ganz zerschmeißt,  
Ein schlechtes Helden-Werck der höchsten Allmacht heißt.<sup>55</sup>

Wiederum wird betont, dass diese pessimistisch gestimmte Sicht der Welt einerseits durch die moralische Unterstützung des Freundes Beuchelt ertragbar ist, andererseits aber auch durch die eigene Dichtung, die Günther in jedem Falle den Trost leiste, den er von seiner Umwelt lebenslang vermisste. Das Gedicht schließt mit einer Ansprache des Schicksals, das sich Günthers erbarmen solle und ihm noch vor seinem Tode diejenige Stellung als angesehener Dichter geben möge, mit der er „der Welt noch manche Dienste thun“ könne.<sup>56</sup> In diesem Zusammenhang ist die Funktion Beuchelts wiederum die eines beistehenden Freundes, der als Gegenleistung für seine Unterstützung in Günthers Dichtung verewigt werden könne. So fehlt hier im Vergleich zu dem Gedicht Simon Dachs die Adressatenbezogenheit und auch Zentriertheit, die auf ein tatsächliches Werben um Gönner hinweist. Damit ist

---

<sup>54</sup> An Herrn Hannß Gottfried von Beuchel, „Wie ist's Calliope ?...“, Krämer III, S. 157-164, Böhlhoff, S. 585-594, hier Vers 111-118.

<sup>55</sup> Ebd., Vers 183-190 und Vers 193-196.

<sup>56</sup> Ebd., Vers 260.

und bleibt Beuchelt im Kontext des Gedichts wie auch in dem der Realität der unterstützende Freund, dessen Hilfe Günthers in seiner Not suchte.

### *Zusammenfassung*

Der Deutung der poetologischen Reflexionen in den Freundschaftsgedichten Günthers als intendierte Überzeugungsmittel, um den Adressaten als Gönner zu gewinnen und Förderung zu erlangen, kann im Anschluss an die vorliegende Darstellung nicht definitiv zugestimmt werden.<sup>57</sup> Es ist jedenfalls festzuhalten, dass Günther mit seinem Darstellungsmodus aus der barocken Konvention des Freundschaftsgedichts herausfällt. Die Anlassgebundenheit des Freundschaftsgedichts ist für Günther offenbar nicht verpflichtend, kommt es doch wie oben angeführt in seinen Gedichten immer wieder zu Abschweifungen, die das Persönliche betreffen. Die Besonderheit dieser Texte liegt vor allem in einer eigentümlichen Dialektik. Indem Günther sich über die Schwierigkeiten des Dichtens im Rahmen der Gegebenheiten seiner schwierigen beruflichen Situation äußert, vollzieht sich der dichterische Text, dessen Entstehungsschwierigkeiten er beklagt, vor allem in einer Art und Weise, die seinen Vorstellungen von Dichtung entspricht. „Reines Denken“ und „schlichtes und freies Sagen“ spricht sich Günther selbst in dem Gedicht an seinen Freund Gottlieb Milich<sup>58</sup> zu; der Dichter schätzt sich demnach selber so ein und will vor allem auch so verstanden werden.

Die Entstehungsschwierigkeiten, die Günther ständig in den Freundschaftsgedichten anspricht, bestehen in einem innerlichen Widerstand gegen das Betteln mit der Dichtung, deshalb spricht Günther sich ständig von Heuchlerei frei. So macht er zwar seinem Gegenüber immer wieder seine schwierige finanzielle Lage bewusst, aber er bleibt in erster Linie sich selber treu. In seinen Augen ist ein wahrer Dichter derjenige, der weiß, was wahre Kunst ist. Das erklärt auch die Nennung der großen Dichter seiner Zeit, zu denen er sich selber zählt. Seinem Verständnis nach sind letztendlich die schlechten Zeiten, die keine Kunst schätzen, daran schuld, dass jemand wie er keine angemessene Würdigung findet und daran, dass er gezwungen ist, auf

<sup>57</sup> Kersten erkennt zwar in den Freundschaftsgedichten Günthers „Individualitätsbewusstsein“, spricht ihnen aber nicht Nutzcharakter ab. Vgl. Kersten, Freundschaftsgedichte, S. 276f.

<sup>58</sup> Vgl. den Titel des vorliegenden Beitrages und Anmerkung 1.

eine Art von Dichtung zurückzugreifen, die er eigentlich verachtet. In seiner Freundschaftsdichtung konstruiert Günther das, was ihm zeit seines Lebens entbehrte blieb: die Zugehörigkeit zur Elite von Dichtern und die Verewigung seines Namens.

Will man den Haupttenor der Freundschaftsgedichte bei Günther in Worten zusammenfassen, so könnte man sagen, dass sie autobiografisch motivierte Erfahrungen des Dichtens im Kontext der freundschaftlichen Mitteilung von Klage und Aufforderung zur Erinnerung vermitteln. Selten ist das Lob des Adressaten oder die Freundschaft als menschlicher Wert, wenn auch gelegentlich thematisiert, das Hauptziel der Gedichte. In dem Sinne ist die Realisierung von Freundschaftsdichtung bei Günther eine differenziertere als die im Barock übliche, denn die Gedichte Günthers liefern vielmehr ein umfangreiches Panorama seiner Verhältnisse und Wünsche. Der Blick auf sein Dichterdasein zeigt sehr deutlich die damit verbundenen Schwierigkeiten und Herausforderungen an der Schwelle zum Zeitalter der Aufklärung. Im 18. Jahrhundert – dem Jahrhundert der Freundschaft schlechthin – ist die Berufsproblematik Günthers durch bessere wirtschaftliche Verhältnisse des Dichtertums kein Thema mehr.

### *Literaturverzeichnis:*

#### *Primärliteratur*

ARISTOTELES: Nikomachsche Ethik. Stuttgart: Reclam 2006.

CICERO: De amicitia. Deutsch: Über die Freundschaft. Stuttgart: Reclam 2004.

DACH, Simon: Gedichte. Hrsg. von Walter Ziesemer. Halle/Saale 1936-38.

GÜNTHER, Johann Christian: Sämtliche Werke, hrsg. von Wilhelm Krämer, historisch-kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden, Leipzig 1930-37 (Nachdruck Darmstadt 1964) ,Band II: Klagelieder, Band III: Freundschaftsgedichte und –briefe in zeitlicher Folge, Band IV: Lob- und Strafdichtung und Band VI: Gelegenheitsdichtung.

GÜNTHER, Johann Christian.: Werke, hrsg. von Rainer Bölhoff. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1998.

- LEHMANN, Christoph: Florilegium Politicum. Politischer Blumen Garten. Faksimile Druck der Auflage von 1639. Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Mieder. Bern, Frankfurt am Main, New York: Lang 1986.
- OPITZ, Martin: Weltliche Poemata (1644). 2 Teile. Hrsg. von Erich Trunz. Tübingen: De Gruyter 1975.
- SCHUPP, Johann Balthasar: Der Freund in der Not. Abdruck der ersten Ausgabe von 1657. Halle: Max Niemeyer 1878.
- SCHÖNE, Albrecht (Hg.): Das Zeitalter des Barock. Texte und Zeugnisse. München: Becksche Verlagsbuchhandlung 1963.
- ZESEN, Philip von: Sämtliche Werke. Hrsg. von Ferdinand van Ingen. Band II: Lyrik II. Berlin, New York: De Gruyter 1984.

### *Sekundärliteratur*

- ARNOLD, Heinz Ludwig (Hg.): Johann Christian Günther. Text und Kritik. Zeitschrift für Literatur 74 / 75. München: text und kritik 1982.
- BARNER, Wilfried: Barockrhetorik. Untersuchung zu ihren geschichtlichen Grundlagen. Tübingen: Niemeyer 1970.
- BÖLHOFF, Reiner: Johann Christian Günther 1695-1975. Kommentierte Bibliographie. Schriftenverzeichnis. Rezeption- und Forschungsgeschichte. Wien: Böhlau Verlag 1982.
- BÖLHOFF, Reiner: Neue Günther-Literatur 1982-1996. Mit Nachträgen aus früheren Jahren. In: Stüben, Jens [Hrsg.]: Johann Christian Günther. (1695-1723); Oldenburger Symposium zum 300. Geburtstag des Dichters. München: Oldenbourg 1997, S. 379-418.
- BROWNING, Robert M.: Deutsche Lyrik des Barock. 1618-1723. (zunächst englisch: German baroque poetry, 1971). Autorisierte deutsche Ausgabe besorgt durch Gerhart Teutscher. Stuttgart: Kröner 1980.
- BÜTLER-SCHÖN, Helga: Dichtungsverständnis und Selbstdarstellung bei Johann Christian Günther. Studien zu seinen Auftragsgedichten, Satiren und Klagegedichten. Bonn: Bouvier Verlag 1981.
- CONRADY, Carl Otto: Lateinische Dichtungstradition und deutsche Lyrik des 17. Jahrhunderts. Bonn : Bouvier 1962.
- DAHLKE, Hans: Johann Christian Günther. Seine dichterische Entwicklung. Berlin: Rütten & Loening 1960.
- DÜRRENFELD, Eva: Paul Fleming und Johann Christian Günther. Motive, Themen und Formen. Tübingen 1964 (phil. Dissertation).
- DRUX, Rudolf: Die Selbstreferenz des Autors in Johann Christian Günthers Kasualpoesie. In: Stüben, Jens [Hrsg.]: Johann Christian Günther. (1695 - 1723); Oldenburger Symposium zum 300. Geburtstag des Dichters. München: Oldenbourg 1997, S. 101-112.

- DYCK, Joachim: Ticht-Kunst. Deutsche Barockpoetik und rhetorische Tradition. Bad Homburg, Berlin 1966.
- FATHY, Heba: Nachahmung und Neuschöpfung in der Neuschöpfung in der deutschen Odendichtung des 17. Jahrhunderts. Eine gattungsgeschichtliche Untersuchung. Hamburg: Kovac 2007.
- FELDT, Michael: Lyrik als Erlebnislyrik. Zur Geschichte eines Literatur- und Mentalitätstypus zwischen 1600 und 1900. Heidelberg: Winter 1990, S. 62-72.
- HECKMANN, Herbert: Johann Christian Günther. In: Corino, Karl (Hg.): Genie und Geld. Nördlingen 1987, S. 59-71.
- HILSCHER, Eberhard: Der schlesische Europäer Johann Christian Günther. In: Engel, Walter (Hg.): Kulturraum Schlesien. Wrocaw 2001, S. 85-92.
- VAN INGEN, Ferdinand: Freundschaftskonzepte und literarische Wirkungsstrategien im 17. Jahrhundert. In: van Ingen, Ferdinand und Juranek, Christian (Hg.): Ars et Amicitia. Beiträge zum Thema Freundschaft in Geschichte, Kunst und Literatur. Festschrift für Martin Bircher zum 60. Geburtstag am 3. Juni 1998. Amsterdam: Rodopi 1998, S. 173-222.
- JOST, Hermand: Freundschaft. Zur Geschichte einer sozialen Bindung. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2006.
- KERSTEN, Sandra: Die Freundschaftsgedichte und Briefe Johann Christian Günthers. Berlin: Frank und Timme 2006.
- KLEBMANN, Eckart: Johann Christian Günther. In: Ders.: Bildnisse. Darmstadt 2003, S. 62-69.
- KRÄMER, Wilhelm: Das Leben des schlesischen Dichters Johann Christian Günther (1695-1723), Godesberg 1950.
- LOHMEIER, Anke-Marie: Über Johann Christian Günthers Poesiebegriff und Selbstverständnis. In: Stüben, Jens (Hg.): Johann Christian Günther (1695-1723): Oldenburger Symposium zum 300. Geburtstag des Dichters. München 1997, S. 89-99.
- OSTERKAMP, Ernst: Perspektiven der Günther-Forschung. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Sonderheft 1: Forschungsreferate. Tübingen 1985, S. 129-159.
- OSTERKAMP, Ernst: Johann Christian Günther. In: Deutsche Dichter. Leben und Werk deutschsprachiger Autoren. Hrsg. Von Gunter E.Grimm und Frank Rainer Max. Band 2: Reformation, Renaissance und Barock. Stuttgart 1988, S. 449-463.
- POLHEIM, Karl Konrad: Der Dichter Johann Christian Günther. Wirken und Wirkung. In: Stüben, Jens [Hrsg.]: Johann Christian Günther. (1695-1723); Oldenburger Symposium zum 300. Geburtstag des Dichters. München: Oldenbourg 1997, S. 21-46.
- POTT, Hans-Georg (Hg.): Johann Christian Günther. Mit einem Beitrag zu Lohensteins „Agrippina“. Paderborn: Schöningh 1988.
- RASCH, Wolfdietrich: Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts vom Ausgang des Barock bis zu Klopstock. Halle: Max Niemeyer 1936.
- REGENER, Ursula: Stumme Lieder? Zur motiv- und gattungsgeschichtlichen Situierung von Johann Christian Günthers „Verliebten Gedichten“. Berlin, New York 1989.

- SCHÖNE, Albrecht: Kürbisschütte und Königsberg. Modellversuch einer sozialgeschichtlichen Entzifferung poetischer Texte. Am Beispiel Simon Dach. München: Beck 1975.
- STURZENEGGER, Barbara: Kürbisschütte und Caspische See. Simon Dach und Paul Fleming. Topoi der Freundschaft im 17. Jahrhundert. Bern, Berlin, Frankfurt, New York, Paris, Wien: Peter Lang 1996.
- STÜBEN, Jens [Hrsg.]: Johann Christian Günther. (1695 - 1723); Oldenburger Symposium zum 300. Geburtstag des Dichters. München: Oldenbourg 1997.
- TRAUTWEIN, Wolfgang: „Von innen zwar ein Paradies, von außen Unruh, Zanck und Plagen“ – Zur Komposition von Johann Christian Günthers Liebesgedichten. In: *Daphnis* 16 (1987), S. 167-218.
- TURK, Horst: Briefe an den Vater. Zur Selbstbiografie als Medium der lyrischen Aussage. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): Johann Christian Günther. Text und Kritik. *Zeitschrift für Literatur* 74 / 75. München: text und kritik 1982, S.62-84.
- UNGERN-STERNBERG, Wolfgang von: Die Armut des Poeten. Zur Berufsproblematik des Dichters im frühen 18. Jahrhundert. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): Johann Christian Günther. Text und Kritik. *Zeitschrift für Literatur* 74 / 75. München: text und kritik 1982, S. 85-109.
- VON WIESE, Benno: Johann Christian Günther. In: Harald Steinhagen und Benno von Wiese (Hg.): *Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts*. Berlin: Schmidt 1984, S. 887-921.
- WILMS, Heinz: Das Thema der Freundschaft in der deutschen Barocklyrik und seine Herkunft aus der neulateinischen Dichtung des 16. Jahrhunderts. Kiel 1962.
- ZYMNER, Rüdiger: Literarische Individualität. Vorstudien am Beispiel Johann Christian Günthers. In: Stüben, Jens [Hrsg.]: Johann Christian Günther. (1695 - 1723); Oldenburger Symposium zum 300. Geburtstag des Dichters. München: Oldenbourg 1997, S. 249-288.